ich vom Bartel, der krank ist, den Mantel geborgt und bei Dir gemacht."

„Du!" würgt er heraus und faßt ihre Hand. Dann senkt er den Kopf. „Woll'n löschen helfen."

Stumm geht er neben ihr heim. Als sein Hof in Sicht kommt, bleibt er stehen und schaut sie an. „Ist eine dunkle Zeit. Gut tät's, immer einen Nachtwächter bei sich haben."

Sie nickt und hilft ihm: „Brauchst eine Mutter oder eine Frau . . ."

„Willst beides sein?"

Die Augen der Dore leuchten wie Sterne: „Ja, Hermann."

Er kann es noch nicht glauben. „Willst mich wirklich mit allen Schulden und der Sünde heute, auch wenn's 'rauskäm'?"

„Dann brauchst mich erst recht", sagt sie fest.

Da durchschauert ihn ein Ahnen echter Frauenliebe. Er umfaßt das Mädchen und zieht es an sich. Die Magd, die gerade aus dem Altenhaus tritt, erstarrt vor Staunen, daß der Bauer den Nachtwächter küßt.

—⊡—

Der Schrei

Bisher unveröffentlichtes Gedicht in Prosa

von Iwan Turgenjeff.

(Berecht. Uebertragung von S. Borissoff-Wien.)

Ich lebte damals in der Schweiz; ich war sehr jung, sehr selbstgefällig und sehr einsam. Meine Tage zogen schwer und freudlos vorüber. Noch wußte ich vom Leben nichts, aber schon war ich der Langeweile, dem Trübsinn und Aerger verfallen. Alles auf Erden erschien mir nichtig und trivial, — und, wie dies mit überaus jungen Menschen oft der Fall zu sein pflegt, mit geheimer Schadenfreude hegte ich den Gedanken an — Selbstmord. „Man wird schon sehen. Ich werde mich rächen. . . ." ging es mir durch den Kopf. Doch was sollte man sehen? Wofür wollte ich mich rächen? Das wußte ich selbst nicht. Das Blut gärte in mir wie Wein in einem luftdicht verschlossenen Gefäß, nichts weiter . . mich aber dünkte es, als müsse ich dem Wein einen Ausweg verschaffen, als wäre es an der Zeit, das beengende Gefäß zu vernichten. Byron war nie ein Held.

Eines Abends beschloß ich, gleich Manfred, die Menschen zu verlassen und dorthin, in die weite Ferne der Berggipfel hoch über die Gletscher zu ziehen; dorthin, wo es kein Pflanzenleben mehr gibt, wo kahle Felsen sich türmen, wo jeder Laut erstarrt und wo man nicht einmal das Brausen der Wasserfälle hört.

Ich weiß nicht, was ich dort zu tun beabsichtigte. Vielleicht war Selbstmord mein Ziel. Fort war ich . . .

Ich ging lange, zuerst einen Feldweg, dann schmale Pfade, immer höher und höher. Die letzten Häuschen, die letzten Bäume lagen hinter mir. Steine, lauter Steine umher . . . Und schon verspürte man den eisigen Atem des unsichtbaren, doch bereits nahen Schnees, schon rückten allseits gleich schwarzen Wolken die nächtlichen Schatten heran.

Ich hielt inne, endlich.

Welch seltsame Stille in diesem Reich des Todes!

Und ich stand allein da, ein lebender Mensch, allein mit all meinem anmaßenden Kummer, mit meiner Verzweiflung und Verachtung. Ein lebender Mensch, der vom Leben floh, der des Lebens satt war. Ein heimliches Entsetzen ergriff mich, aber ich wähnte sehr groß zu sein! . .

Kurz und gut — ein Manfred!

Allein! Ich bin allein! wiederholte ich. Allein dem Antlitz des Todes gegenüber. Ist es jetzt nicht an der Zeit? Ja es ist Zeit. Leb' wohl, du nichtiges Weltall! Ich stoße dich mit dem Fuße weg.

Da plötzlich, just in demselben Augenblicke, erreichte ein seltsamer, von mir nicht gleich erfaßter, aber ein Laut des Lebens, ein Menschenlaut mein Ohr.

Ja, das war der Schrei eines Kindes, eines Säuglings! In dieser öden, wilden Höhe, wo jedes Sein schon längst, für immerdar erstarrte, der Schrei eines Kindes! Mein Erstaunen machte plötzlich einem anderen Gefühle Platz, dem Gefühl einer überquellenden Freude. Und ich lief Hals über Kopf dem Schrei nach, diesem leisen, kläglichen, rettenden Schrei.

Bald flimmerte ein zitterndes Flämmchen vor mir auf. Ich lief immer schneller, und nach einigen Augenblicken stand ich vor einer niedrigen Schutzhütte. Aus Steinen zusammengefügt, mit gedrückten, flachen Dächern, dienen sie wochenlang den Bewohnern der Alpen als Zufluchtsort.

Ich stieß die halboffene Tür auf und drang mit solcher Hast in die Hütte ein, als ob der Todesengel mir auf den Fersen wäre.

Auf der Bank gab eine junge Frau ihrem Kinde die Brust. Der Hirt, wahrscheinlich ihr Mann, saß neben ihr. Die beiden starrten mich an. Allein ich brachte keinen Laut hervor. Ich lächelte nur und nickte mit dem Kopf . . .

Byron, Manfred, die Träume vom Selbstmord, mein Hochmut und mein Größenwahn — wo waren sie alle hin? . . .

Der Säugling hub wieder zu schreien an. Ich segnete das Kind und die Mutter und den Vater. O, inbrünstiger Menschenschrei eines eben geborenen Lebens, du brachtest mir Rettung, du brachtest mir Heil.

—⊡—

Schlechte Zeiten

Skizze von G. Wilhelm Sandrock.

Sie hatten einander in jenen Jahren kennen gelernt, da das mühelos verdiente Geld in Millionen-, Milliarden- und Billionenscheinen zum Fenster hinausflatterte.

Damals konnte Gerd Sommers unter einem halben Hundert hübscher Mädchen die Auswahl treffen. Sie war auf Inge Thake gefallen, deren sprudelnde Lebendigkeit und blonde Schönheit schon manchen anderen gefesselt hatte. Aber keiner besaß genügend Geld und war freigebig genug, um den Schlüssel zu Inge Thakes Herz zu öffnen. Erst Gerd Sommers immer gefüllte Brieftasche öffnete die Lippen des jungen Mädchens, daß es wirklich fast wie ein seliges Geständnis klang: „Dich liebe ich, Gerd!"

Er glaubte es. Warum auch nicht? Inge hatte keine Veranlassung, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Denn wenn auch der Regen der Billionenscheine bald nach der Hochzeit aufhörte, weil die an die Stelle des Papiers getretenen Silberstücke seltener waren, so ging doch Gerd Sommers' Geschäft noch gut genug, um der jungen Frau ein Leben nach ihrem Geschmack erlauben zu können.

Ihr Vater war arm gewesen und führte das Wort „Sparen" stets im Munde. Deshalb haßte sie es. Immer hatte sie davon geträumt, einmal das Geld mit vollen Händen ausgeben zu können. Nun war der Traum Wirklichkeit geworden, und nun kostete Inge seine Freuden aus.

Ihr Mann legte ihr keine Steine in den Weg. Er sah wohl ein, daß Inges Verschwendungssucht mit seiner Lage nicht in Einklang zu bringen war, aber er besaß nicht den Mut, seiner schönen jungen Frau auch nur einen Wunsch zu versagen. Er hoffte, durch erhöhte Tätigkeit, durch schärfere Berechnung in geschäftlichen Dingen in der Lage zu sein, Inge stets die geforderten Summen zur Verfügung stellen zu können. Er war ja stolz auf seine schöne Frau, und die kindliche Freude, die ihr jede Neuanschaffung bereitete, machte ihn glücklich.

Doch auch das Glück stumpft allmählich ab. Er ertappte sich eines Tages bei dem Gedanken, daß er nicht nur unpraktisch, sondern auch langweilig war, Inge immer wieder Geld zu unnötigen Anschaffungen zu geben. Er wollte nicht wieder auf solche Einfälle kommen, aber sie kehrten von selbst zurück, bohrten in ihm: „Was braucht sie das Geld zum Fenster hinaus zu werfen? Kann sie sich nicht ein wenig bescheiden? Braucht man die Stimmen vielleicht nicht für später?"

Er wollte sich zu dem Entschluß aufraffen und konnte ihn doch nicht durchführen, denn die Gewohnheit war stärker als sein Mut, und er liebte den Frieden. Er wollte nicht mit Inge streiten. So ließ er alles seinen gewohnten Gang gehen und vermied feige jeden Gedanken an die Zukunft.

Vielleicht hätte er anders gehandelt, würde er gewußt haben, wie es um Inge selbst stand. Was ihr anfangs, sogar Jahre lang, Freude bereitet hatte, langweilte sie allmählich. Ihr fast unbewußt, kam einmal der Zeitpunkt, da ihr das Geldausgeben keine Freude mehr bereitete. Es war immer das gleiche und brachte keinerlei Ueberraschungen mehr. Aber die alte Gewohnheit hatte sich in ihr derartig eingewurzelt, daß sie lustlos weiter verschwendete, zum Teil auch getrieben vom alten Haß gegen das Sparen.

Inge besaß nicht die Fähigkeit, sich selbst zu erkennen. Sie sah in ihrem Leben keine äußere Veränderung und wußte deshalb nicht, warum sie seit einiger Zeit nicht mehr glücklich war, keine Befriedigung über ihr sorgloses Dasein empfand.

Es war ganz natürlich, daß Inge einen Sündenbock suchte. Sie fand ihn bald: ihren eigenen Mann. Sie konnte sich zwar nicht erklären, inwiefern Gerd die Schuld an ihrer Unzufriedenheit tragen sollte, aber sie als Frau hatte das ja auch gar nicht nötig. Ihr genügte die Ueberzeugung, daß Gerd in irgend einer Beziehung seine Pflichten versäumte. Sie war eben dir arme unverstandene Frau.

So gestaltete sich das Eheleben der beiden langsam derartig, daß Außenstehende sagten: „Es nimmt kein gutes Ende."

Eine Wendung schien eintreten zu wollen, als ein Kind sich einstellte. Doch Gerds Hoffnung war verfrüht, denn nach ein paar Monaten wurde Inge des Spiels mit dem kleinen Wesen überdrüssig. Es langweilte sie, weil es auch mit der Zeit etwas Altes war. Abgestumpft lebte sie in den Tag hinein, fremden Leuten die Sorgen um Haushalt, Mann und Kind überlassend.

Doch plötzlich kam eine Nachricht, die sie aus ihrer Erschlaffung aufrüttelte. Gerd setzte sich eines Abends zu seiner Frau und sagte mechanisch, mit klangloser Stimme: „Ich habe dich bisher nicht mit geschäftlichen Dingen belästigen wollen, aber jetzt läßt es sich nicht mehr umgehen. Wir müssen aus unserem Hause hier ausziehen. Der geschäftliche Zusammenbruch, den ich seit einem halben Jahr zu vermeiden suchte, ist da. Ich besitze nichts mehr!"

Es dauerte fast eine Minute, bis Inge die Tragweite der ungeheuerlichen Eröffnung begriff: „Was nun?"

„Gerd war ganz ruhig: „Wir müssen uns wohl trennen. Ich kann von dir nicht verlangen, daß die die Not mit mir teilst. Du hast noch deinen Schmuck, der sicher 30 000 Mark wert ist, und wirst Dich vielleicht mit dem Erlös irgendwo beteiligen können. Was ich selbst beginnen werde, ist mir noch unklar. Doch ich muß und werde für unser Kind sorgen. Es ist Dir ja doch gleichgültig, und vielleicht wird ihm die Not eine bessere Lehrmeisterin sein als Dir."

Er wußte nicht, was er angesichts Inges starren Blickes noch sagen sollte, und er wollte gehen.

Doch da fiel es ihn plötzlich von hinten an, wie ein wildes Tier: „Nein, nein. Du gehst nicht! Ich will bei Dir bleiben und bei meinem Kind!"

Gerd Sommers wandte sich betroffen. Die Frau grub ihre Hände in seinen Rock, schüttelte ihn, bettelte: „Laß mich nicht allein! Nimm den Schmuck, verkauf ihn. Fang von vorn wieder an. Laß mich mit Dir ein neues Leben beginnen, das mich nicht anekelt wie das alte!"

Da löste er sanft ihre Finger von seinem Rock und legte die Arme um ihre Schultern. Er wußte, daß er erst jetzt seine Frau gewonnen hatte. Denn bisher gehörte sie nicht ihm, sondern nur seinem Gelde.

—⊡—

Kleiner Irrtum.

Es gab die Oper „Margarethe". Nach Schluß beim Gedränge an der Garderobe tippt mir ein kleines Männchen auf die Schulter:

„Sagn se mal, — von wäm is wohl die Ohbr?"

„Von Gounod."

Das Männchen sieht mich einen Moment nachdenklich an und sagt:

„Nu denknse bloß mal an! Das is doch'n düchtjer Mann! Vor 'n paar Jahrn haddr noch in Bolledihs gemacht, un jetzt schreibdr Ohbrn!"

(Er meinte den ehemaligen Reichskanzler Cuno.)

*

Pietät.

„Wenn Sie nicht bald etwas gegen diesen heftigen Schnupfen tun, kann er chronisch werden!"

„Macht nichts! Der ist ein Andenken von meiner seligen Frau!"

Später Wintertag

Der Wind im Walde Frieden fand;
Still schläft das weiße, weite Land.

Die Flocken fallen weich und dicht.
Müd glimmt des Tages letztes Licht.

Die Höfe scharren seltsam drein,
Als wär' verwandelt all ihr Sein.

Kein Ruf, kein Laut . . . nur weit und breit
Urtiefe Wintereinsamkeit.

Julius Bansmer.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 4 — Samstag, den 30. Januar — 1932

Wiederkehr

Skizze von Bernhard Schroeder-Wiborg.

Grün, orange, violett wölbt sich der feuchte Morgenhimmel über den Wogen. Weite Marsch, Pferde, ein Pflug, ein Bursche. Ueber den hohen Seedeich ragt hell der mittlere Aufbau eines großen Passagierdampfers. Bald ist die letzte Spitze des „Auswanderers" verschwunden. „Ziehen, wie die Wolken ziehen", singt der Bursche.

Heimische Not treibt seinen Vater, den uralten Familienbesitz Vogdemannshusen zu verkaufen. Ein Auswanderer trägt die Vogdemannen, Vater, Mutter und Sohn, hinaus auf See. Düster dreht sich die Windmühle hinter dem Deich. Neben dem Dunkelbraun der Friedhofsbäume leuchtet kupfergrün der Kirchturm. Dann wird alles grau. Rundherum — nichts . . . .

Im Ausland reicht ihr Geld eben noch zum Ankauf eines Stückchens Urwald. Die beiden Vogdemannen arbeiten abwechselnd an einem Zufahrtsweg, den die Regierung bauen läßt. So können sie Reis kaufen, den größten Hunger stillen. Die alte Frau steht mit zerschundenen Armen und Beinen im dornigen Dickicht und rodet.

Ein Jahr ist dahingegangen. In kleiner Lichtung steht die erste Saat. Da überschattet rötlich, riesenhaft ein Taggespenst die ganze Gegend. Hellbraune Flocken falten zur Erde. Die beiden Alten stützen einander. Der Sohn rast, schwingt einen Knüppel über seinem Kopf. Bei jedem Schritt quietscht es unter ihm, bei jedem Schritt sinkt er tiefer in — Heuschrecken.

Neue Arbeit beginnt. Die Sonne ist erbarmungslos. Dürre folgt. Bald ist die aufgelaufene zweite Saat vertrocknet. Die Mutter, zur lebenden Mumie geworden, schwingt langsamer die Rodehacke. Ihre großen, glasigen Fieberaugen fragen in den blaublauen Himmel. Eines Morgens weckt sie die Männer nicht. Ihr Gesicht ist schwärzlichgrün. „Vogdemannshusen!" sagt sie. Am Abend ist der am Mittag noch frische Grabhügel unter den Palmen schon gelb und trocken. Die beiden Männer erröten vor dem Erdhügel. Keiner spricht von der Heimat. Es ist kein Geld da zur Umkehr.

Der Sohn erwischt einen Italiener, der ihnen ihre paar Hühner stiehlt, schlägt ihn halbtot.

Eines Tages galoppieren fliehende Regierungstruppen durch die Kolonie. „Jihuuu!" Heulende Teufel brechen von der anderen Seite durch den splitternden Bambus. Auf anstürmenden Maultieren hocken unter flatternden, roten Ponchos katzenartig gekrümmte Rücken: Revolutionäre. Durch List überwältigt ein Trupp von ihnen die beiden Vogdemannen, die sie zu ihrem Führer schleppen. Drei gebundene Deutsche stehen schon da. Die fünf sind von Italienern bezichtigt, auf die Ausständischen geschossen zu haben. Ihre Unschuldsbeteuerungen werden mit der Peitsche beantwortet. Nun löst man einem Gefangenen die Fesseln. Vier Mann halten ihm die Hände auf den Rücken. Ein fünfter Rotmantel kommt von vorn. Ein Messerblitz — der Gefangene tanzt losgelassen mit durchschnittener Kehle, stürzt, springt wieder hoch, stürzt, stirbt. Lachwellen der roten Teufel steigen zum Himmel. Affenartige Hände drehen den Kopf des junge Vogdemann so, daß er seinen Vater sehen muß, wie er sich niederwirft, die Hände gefaltet ineinander krampft, zuckt — zuckt — da bellen Gewehrschüsse, klatschen Kugeln durch die Leiber der Lachenden. Flucht. Schwere Kavalleriedegen der Regierungstruppen nehmen den Ueberraschten mit der Fröhlichkeit zugleich Licht und Luft. Die Fesseln der drei noch lebenden Deutschen fallen.

Vogdemann legt seinen Vater neben dem gelben Grab seiner Mutter in die Erde. Die lügnerischen Italiener sind geflohen. Er zieht mit den Regierungstruppen gegen die Rebellen. Wird bald wegen seiner tollkühnen Streiche bekannt. Die Aufständischen wollen ihn — wenn sie ihn lebendig bekommen sollten — behutsam auf schwachem Feuer rösten.

Schließlich siegen die Rebellen. Ein befreundeter Offizier schenkt Vogdemann Geld zur Flucht. Der Deutsche arbeitet sich wochenlang durch Wald und Dschungel. Eine Rocktasche trägt Gift. Man hat sein Lichtbild veröffentlicht. Keinem Menschen darf er sich zeigen. Aber er hat Waffen, einen Kompaß und Salz. Endlich naht die Freiheit. Bald weiß er, wo die weit auseinander gezogenen Grenzposten stehen. In der Dunkelheit überquert er sorglos eine kleine Grenzlichtung. Nun kann er eine Hafenstadt erreichen, nach Hause fahren. Er behält dann noch Geld, um sich ein kleines Stück Oedland zu erwerben. Er wird sich ein Mädchen aus der Marsch holen und — einst — einen Hof kaufen: Vogdemannshusen. „Halt!" Er rennt. Türkisches Kugelsingen. Er gleitet ins dichte Unterholz. Feindliche Grenzreiter folgen, die Nacht rettet ihn. Freilich — die linke Wade blutet. Ein Streifschuß. Aber er ist frei.

Er wandert. Tage lang. Die linke Wade schwillt. Er hinkt. Eines Morgens platzt die rohverharschte Wunde. Dicke, gelbe Maden fallen heraus: die Ura. Sie hat ihre Eier in seine Verletzung gelegt. Er reißt die Maden aus dem Fleisch, geht weiter. Nachgeben ist Tod. Weiter! Weiter! Zwei Tage darauf findet er ein verlassenes Jagdlager. Hier backt er sich ein Wildhuhn auf erhitztem Stein, ißt und legt sich lang in die Nacht.

Am nächsten Morgen zwingt er das kranke Bein nicht mehr von der Erde. Es ist schwerer als er selbst. Seine eisige Fieberhand zittert in die Rocktasche: das Gift. Aber noch hat er vier Patronen. Viermal knallt der Winchester. Die Spannmuskeln seiner Arme lassen nach, sein Kopf kippt. Da knallt eine Antwort. Er brüllt. Wieder knallt es, wieder brüllt er. Stille — plötzlich stehen zwei Kreolen, Nutriajäger, hinter ihm. Diese Naturmenschen erkennen sofort seinen Zustand. Einer träufelt Saft aus einer Pflanzenwurzel in die offene Wunde.

Sechs Wochen wird Vogdemann von den Jägern wie ein Bruder gepflegt, dann rudern sie ihn im Einbaum zur nächsten Siedlung. Auf einen Stock sich stützend hinkt der Deutsche an Bord eines Motorbootes, das ihn zum Seehafen bringt. Hier besteigt er ein großes Schiff und fährt nach Europa.

In der Nordsee graut der Winter. Heisere Schreie der Küstenmöwen sind ihm Grüße von Bekannten. Rauher Wind erfrischt seine ausgedörrte Tropenbrust, weckt Ahnung von neuen Kräften in ihm. Schneeflocken fliegen ihn an. Er atmet — mit großem offenen Mund. Heimatliche Luft mit ihren Erinnerungen macht ihn weich, wirft ihn gegen die Reling. — „Allein zurück!" Ein wermer Tropfen fällt auf das lahme Bein. Dann ein Ruck, er steht wie ein Pfahl, starrt! Ein Leuchtfeuer blitzt durch das Grau. Ein Streifen am Horizont dunkelt auf. Dahinter wächst es, größer, größer: die Bäume des Friedhofs. Daneben winken die Riesenarme der Windmühle in den Abend. Der Mond seiner Jugend, sein Mond zieht über seine Marsch. Und jetzt — ganz hinten kommt sie, schwarz, spitz lichter werdend. Das Kind lächelt in dem großen Mann. Er stülpt eine Tasche um, Gift klatscht in das Meer. Dann schiebt sich ein silbergrüner Keil hoch über alles in den Himmel: die alte Kirche.

—⊡—

Der König siegt

Historische Skizze von Hubert Südekum.

In giftgelben Schwaden prasselt das Feuer aus den brennenden Dächern von Zorndorf. Schwere schwarze Wolken türmen sich. Drohend wölbt sich der düstere, von lohendem Rot verfärbte Augusthimmel über Freund und Feind. In erbittertem Todesringen kämpfen die preußischen und russischen Regimenter.

Mit bellendem Geheul mähen die Kartätschen des Preußenkönigs die Sturmreihen der Russen nieder. Die brandenburgische Kavallerie attackiert immer wieder die Bataillone der feindlichen Infanterie und haut sie zusammen, daß die Toten haufenweise das Schlachtfeld bedecken. Doch unermüdlich schieben sich neue Reserven in die Breschen, unaufhörlich brausen frische Schwadronen von Kosaken und Kalmücken auf schäumenden Gäulen gegen die preußischen Linien, immer größere Horden peitschen rasend ihre Pferde gegen die feuerspeienden Reihen der friderizianischen Grenadiere und Füsiliere. Die Preußen schießen Salve auf Salve in die heranwogenden Massen des Feindes. Pardon gibt es nicht. Hüben wie drüben hält der Tod reiche Ernte. Aber die Füsiliere müssen der Uebermacht weichen. Sie knirschen mit den Zähnen — es hilft nichts, wenn sie auch jeden Fußbreit Bodens bis zum äußersten verteidigen. Die mordbrennenden asiatischen Scharen folgen wie Bienenschwärme. Die Front der Preußen beginnt sich aufzurollen. Nur die Grenadiere stehen wie angewurzelt. Dort ist der König in vorderster Linie!

Friedrichs Augen funkeln durch den Pulverdampf. „Kinder, nicht pardonieren! Schießt! Schießt!" schreit er. Da sieht er das Zurückweichen die Füsiliere. Er reißt sich empor; wie ein Adler späht er einen Augenblick hinüber und herüber. Dann stürmt er in langen Sätzen nach rechts.

„Hundsfotts, Ihr!" Schneidend gellt sein Fluch den Wankenden ins Ohr. „Hundsfotts, Ihr!" Und noch einmal: „Hundsfotts, Ihr!" Und dann: „Vor diesen Kanaillen habt Ihr Angst?"

Erschrocken starren ihn die Wankenden an. Gesicht und Hände sind ihm geschwärzt von Staub und Pulverdampf, zerrissen ist seine Uniform, und die Feldbinde hängt in verblichenen Fetzen am Arm. Nur die Stimme macht ihn kenntlich.

Der König! Die seine Stimme hören, stehen. Die hintere Linie stutzt und wendet sich um. Wie ein Laufseur geht's nun von Mann zu Mann: der König! Und da sie den König unter sich wissen, stemmen sie die Hacken in den Sand. Nimmermehr zurück! preßt es sich durch die Zähne.

„Ich führe die Bataille! Wer mir nicht folgt, ist keinen Schuß Pulver wert." Erhobenen Hauptes späht Friedrich in die Runde, sein Blick bannt die Furcht, sein Blick zwingt die Füsiliere zum Stehen, und nun scharen sie sich um ihn. Die Fahne reißt der König an sich, schwenkt sie über seinem Haupte, daß im Winde das zerfetzte Tuch flattert: „Ein erbärmlicher Wicht, wer die Fahne verläßt!" Und vorwärts stürmt er, sein Dreispitz fliegt in den Sand, der Sturm kühlt die brennende Stirn. Und Preußens Füsiliere folgen dem König und der Fahne. Stickiger Qualm treibt ihnen vom Dorfe her entgegen. Vorwärts! Die Höhe dort muß genommen werden!

Links vom König stürzt ein blutjunger Leutnant. Die brechenden Augen heften sich auf Friedrich, daß der einen Augenblick zögert. „Majestät, wir gewinnen die Bataille", kommt es über die bleichen Lippen des Sterbenden. Die Fahne senkt sich feierlich. Dann geht's keuchend die Höhe hinan.

Wacker schlagen sich jetzt die Füsiliere; ihre Gesichter glühen, und der Schweiß hält Staub und Ruß darin fest, daß sie wie die Teufel aussehen. Die Russen glauben, der leibhaftige

Satan stände gegen sie. Bis auf den letzten Mann lassen sie ihre Bataillone zusammenhauen. Sie sind zäh. Jede Linie muß im Sturm genommen werden, und nur Bajonette und Kolben können aufräumen. Aber der König ist dabei!

Jetzt setzt der Feind neue Massen ein. Wie Lavaströme wogen sie heran, die klaffenden Lücken schließen sich, und in tapferem Ansturm gewinnen die Russen wieder Boden. Salve auf Salve prasselt in die Menschenwogen. Fest stehen die Füsiliere und zielen sicher. Wortlos sterben die Russen; aber über ihre Leichen hinweg quillt ihre unerschöpfliche Masse weiter. „Füsiliere, nur noch kurze Zeit! Der Seydlitz attackiert die Flanke."

Seydlitz? — Das sind seine Kürassiere nicht! Der König späht über das Schlachtfeld. Auf wilden Zottelpferden braust es heran, gellende Rufe ertönen. „Diable, das ist der Seydlitz nicht. Das ist der Feind!" Und nun bricht es herein wie Sturmesnacht — Kosaken, Kalmücken, Tartaren . . .

Ein Dutzend Füsiliere schart sich todesmutig um die Fahne. Ueber stürzende Pferdeleiber hinweg rast das Asiatenvolk vorwärts. Die Schlitzäugigen nehmen den waghalsigen Fahnenträger aufs Korn. Die Kugeln pfeifen, die Säbel blitzen in der heißen Sonne. Schreiend umkreisen die Kosaken den König.

Friedrich hält die Fahne in der Linken; in seiner Rechten blitzt der Degen mit dem goldenen Knauf. Um ihn her sterben die Getreuen, ihr Blut gerinnt dunkel im gelben Sand. Todmüde verteidigen noch vier Füsiliere die Fahne und den König. Friedrich reckt sich empor; groß und kühn schauen seine Augen in die Sonne; sie leuchten und funkeln, Blitze sprühen. „So will ich mit den Meinen sterben" —, denkt der König und hebt die Fahne.

Ein Kosak zieht das Pistol und will aus nächster Nähe auf ihn schießen. Drohend richtet sich Friedrichs Adlerauge auf den Angreifer.

Ein lautes unverständliches Wort poltert über die wulstigen Lippen des Kosaken. Er stutzt vor des Königs Blick und steht wie angenagelt. Und wieder poltert das laute Wort aus seinem Munde. Es muß ein Zauberwort sein, denn jäh zügeln die Russen ringsum ihre Pferde und werfen sich in den Staub. Keine Hand rührt sich, den König zu töten; kein Finger krümmt sich, das Pistol abzudrücken. Friedrich blickt verwundert um sich; er senkt den Degen mit dem goldenen Knauf und hebt die Fahne . . .

Da braust es plötzlich tausendstimmig heran. In mächtiger Staubwolke blitzen die Kürasse der Seydlitzschen Reiter. Preußens Kavallerie attackiert die Russen!

Der König sieht leuchtenden Auges, wie sich der Feind wendet, wie die Grenadiere links vorwärtsstürmen, wie die zurückgedrängten Füsiliere gleich Furien den weichenden Russen nachstürzen, wie Seydlitz sie zusammenhaut! Und der Jubelschrei der Preußen bricht über das Schlachtfeld von Zorndorf: „Sieg! Sieg!"

Da erst treffen Friedrichs Augen wieder die vor ihm im Staube liegenden Russen. Fragend blickt er von einem zum andern. Füsiliere umzingeln die Feinde. „Halt!" ruft der König. „Die habe ich gefangen, ich gebe Pardon."

Die Gefangenen werden in Reih und Glied gebracht. Dann wünscht der König einen Dolmetsch. „Frag' Er sie: Warum bin ich von den Kanaillen nicht getötet?"

Scheu geben die Russen Antwort; der Dolmetsch übersetzt: „Majestät, es sind asiatische Völker. In ihrer Heimat spricht man von dem mächtigen Bjurkut, der alle hundert Jahre durch die Steppe fliegt und heilig ist. Wer seine Hand wider den Bjurkut erhebt, den verschlingt ein böser Drache."

„Und was hat das nun mit dem König von Preußen zu tun?"

„Majestät, diese Wilden nennen Euch den Zaren Bjurkut, den heiligen Adlerkönig, der gekommen sei, alle Länder zu erobern . . ."

„Wie kommen diese Kerle dazu, mich so zu nennen?"

„Sie haben Eure Majestät am Blick erkannt; der Blick des Königs hat sie in den Staub gezwungen."

Friedrich lächelt und blickt sich im Kreise um. Er nickt freundlich den Gefangenen zu: „Man behandele sie gut", sagt er, und dann steht er auf der Höhe und läßt seine hellen Augen über das weite, blutgetränkte Schlachtfeld schweifen. An den weißen Monturen der Seydlitz-Kürassiere bleiben sie haften. „Prachtkerle, meine Preußen!" lacht er. Die letzten Feuergarben des hartumkämpften Zorndorf beleuchten sein rußgeschwärztes Gesicht und lassen im Widerschein seine Blicke wie strahlende Sterne blitzen.

Das Geheimnis des Syrers

Skizze von Georg Wagener.

Ein Mann schritt auf der Militärstraße, die dem linken Ufer des Danubius folgte. Er war müde und niedergeschlagen, und seine Heimat lag sicher nicht hier im Norden Pannoniens.

So hielt der Centurio, der den Posten im Wartturm vor Aquincum befehligte, den Fremden an: „Woher? Wohin?" Der Mann antwortete gleichgültig, wie einer, dem das Schicksal schon so mitgespielt hat, daß er nichts mehr verlieren kann: „Ich wollte den Breucen dort drüben in den Bergen und den anderen Barbarenstämmen Arzneien verkaufen, ihren Kranken Heilung bringen. Sie haben mir meine Phiolen und Dosen zerschlagen, mich über die Grenze zurückgejagt. Ich bin mittellos in der Fremde, denn die Heimat liegt weit drüben in Syrien, in Damaskus."

Der Römer hatte Mitleid. Ihm fiel ein, daß er den Fremden zum Legaten schicken konnte, dessen Landhaus drüben auf der anderen Seite von Aquincum stand, denn Quintus Lucius Niger, der Führer der zweiten Pannonischen Legion, hatte für Bedrängte stets eine offene Hand.

Doch heute lag dem Legaten etwas anderes im Sinn, als einem ausgeplünderten Syrer zu helfen. Denn sein Kind war krank, verzehrt vom Leiden, das die Mutter schon vor Jahren dahinraffte.

Der Vater hatte alles versucht, um Camilla zu retten. Aus Bindobona, aus Segesta, aus Nauportus waren die Aerzte gekommen. Doch keiner konnte helfen. Sie schüttelten alle den Kopf: „Die Domina müßte der Krankheit schon längst erlegen sein. Nur ein eiserner Wille hält den zerbrechenden Körper aufrecht."

Gestern war ein berühmter Arzt aus Carnuntum gekommen, der auch die Erkrankungen der Seele kannte. Der sagte das gleiche und noch etwas dazu: „Dieser eiserne Wille wird noch einen Tag, vielleicht noch zwei Tage standhalten. Dann verlischt die Lampe." Heute oder morgen mußte das Ende kommen.

So traf der Mann aus Damaskus ungelegen ein. Doch als der Legat hörte, ein Arzt bäte um Gehör, da ließ er den Fremden eintreten, weil ein Funken Hoffnung in ihm aufglühte: „Schicken dich die Götter, mir zu helfen?" Er sagte ihm alles, was er von der Krankheit seines Kindes wußte, was die Aerzte vom eisernen Willen im schwachen Körper gesagt hatten. Er vertraute dem Damaszener noch mehr an: „Ich weiß, warum sich Camilla so gegen den Tod wehrt, der doch für sie eine Erlösung sein müßte. Sie will noch Kunde von dem Mann haben, dem ihr Herz gehört. Sie will erfahren, daß er lebt, daß er, der Tribun Caecilius Marcellus, im Kampf gegen die Dacier Ruhm errang. Doch sie kann es nicht erfahren, denn Caecilius Marcellus ist gefallen, als er den Rückzug seiner Kohorte decken wollte. Ich habe es dem Kinde nicht gesagt. Ich konnte es nicht."

Der Syrer strich das struppige Kinn. Dann sagte er langsam: „Laß mich die Domina sehen, ohne daß sie es weiß."

Der Arzt führte ihn. Zwischen zwei Säulen schob er den dichten Vorhang leise zurück. Der Arzt sah lange durch die Spalte.

Dann wandte er sich: „Daß ihr Tod leicht sein möge, ist alles, was du noch hoffen kannst." Der Vater nickte nur.

Da schob der Syrer plötzlich den Vorhang ganz zurück, trat in den Raum, freudig und völlig verwandelt. „Sei gegrüßt, Herrin. Ich komme aus Dacien, von Caecilius Marcellus gesandt. Er lebt! Sein Feldherr hat ihn zum Legaten ernannt, ihn mit neuer wichtiger Sendung betraut. Hunderte von Meilen reite ich zurück, um dir seine Grüße zu bringen."

Das Mädchen starb, als die Nacht von den Bergen herniederstieg. Ein Lächeln lag um seine Lippen, und das Antlitz war im Tode blühend, weil das Glück dem sterbenden Herzen noch den Frühling gebracht hatte. —

Der Arzt stand neben dem Vater am Totenbett. Er las im zuckenden Gesicht des alten Soldaten, und er sagte, von plötzlicher Bewegung ergriffen: „Es erscheint dir unfaßbar, daß diese Blüte bald in Staub zerfallen soll. Ich will sie dir erhalten. Ich kenne ein Geheimnis, das mein Ahne aus Sidon, der Phönizierstadt, in die neue Heimt brachte. Ich weiß die Essenz zu bereiten, die tote Leiber ewig erhält. Dreißig Könige von Sidon, meine Väter, liegen tief unter der Stadt in ihren Sarkophagen, wo der mazedonische Eroberer sie nicht fand, und wie sie soll auch dein Kind in seiner blühenden Jugend alle Zeiten überdauern."

Schweigend drückte der Legat die Hand des Arztes. —

Die Gruft war unter dem Hause gegraben. Der Steinsarg stand auf seinem Sockel. Eine Fackel brannte trübe in der Nacht. Starker fremder Duft flog durch den Raum. Der Vater trug mit dem Arzt die Tote herbei, die wie eine Lebende war. Er schauerte leicht, als ihr blühendes Antlitz von der kristallklaren Flüssigkeit bedeckt wurde, die den Sarg füllte.

Er warf noch einen Blick auf das Kind. Dann riß er sich los, und mit dem Syrer hob er die Deckplatte auf den Sarkophag. Schweigend sah er zu, wie der Fremdling die Fugen rasch mit Wachs verstrich. Er hörte den Arzt sagen: „Einmal noch darfst du den Deckel lüften, einmal noch dein Kind sehen. Doch dann nicht mehr, weil die Essenz verfliegen würde."

„Einmal noch", sprach der Legat zu sich selbst, „einmal noch. Wenn ich weiß, daß ich sterben muß."

Doch Quintus Lucius Niger sah sein blühendes totes Kind nicht wieder. Denn fern von Aquincum traf ihn der Pfeil eines Oseriaten. —

An einem trüben Herbsttage schwangen im Norden von Budapest Arbeiter Schaufel und Picken. Man schrieb das Jahr 1931, und eine neue Straße sollte angelegt werden. Der Boden bot kaum Widerstand. Doch plötzlich stieß die Picke gegen Steine. Mauerreste ohne Zweifel. Das kam ja nicht selten vor in dieser Gegend, denn eine Römerstadt hatte hier einst gestanden.

Dann luden die Arbeiter eine Steinplatte frei. Ein Pickenhieb hatte sie gespalten. Nun fiel die eine Hälfte zur Seite, und vor den Arbeitern lag ein Sarkophag. Die Leute lösten die Deckplatte ganz, und der Atem stockte ihnen für Augenblicke. Denn vor ihnen lag, in eine kristallklare Flüssigkeit gebettet, ein blühendes junges Weib in seltsamer Tracht.

Die Arbeiter starrten. Sie fürchteten sich fast vor diesem Mädchen, das die Erde plötzlich freigab. Gleichzeitig stieg der Geruch einer starken Essenz aus dem Sarg auf, legte sich drückend auf die Brust. Keiner wußte ein Wort zu sagen.

Doch dann schauerte einer. Denn er sah, daß die Flüssigkeit sich rasch verflüchtigte und ein Zittern durch den Körper des Mädchens ging. Das Gesicht fiel plötzlich ein, die Augenhöhlen wurden leer, die Zähne sahen weiß und unheimlich groß zwischen den weichenden Lippen hervor. Ein Totenkopf grinste, wo noch eine Minute vorher ein blühendes Antlitz gewesen war.

Da packte die Arbeiter das Grauen. Sie warfen Schaufel und Picke zur Seite und flohen. —

Als zwei Stunden später der Leiter des Römermuseums am Fundort eintraf, fand er im Sarkophag nur noch ein Totengerippe. Auf dem Steinsarg standen die lateinischen Worte eingemeißelt: „Camilla, des Legaten Quintus Lucius Niger Tochter, deren Jugend dem Tode ewig trotzen wird."

Die Verteidigungsrede

Skizze von A. Diez-Langhammer.

Die Studenten lauschen der Vorlesung des berühmten Psychiaters Professor Greiffenberg mit gespannter Aufmerksamkeit: „In vielen Fällen kann die moderne Rechtsprechung auf unser Urteil nicht verzichten. Immer wieder wird das Gericht Verbrechen gegenüber stehen, für die es einfach keine Beweggründe finden kann. Dann ist es die Aufgabe des Psychiaters, darzulegen, daß jedem Menschen aus Urzeiten her ein tierischer Trieb zum Morden innewohnt. Dieser Raubtierinstinkt wird von Zeit zu Zeit in jedem von uns wach. Er äußert sich vielleicht in dem plötzlichen unsinnigen Verlangen, einem anderen, der uns irgendwie maßlos geärgert hat, den Mund für immer zu schließen.

Ich bin überzeugt, daß jeder unter uns diesen Trieb schon einmal verspürt hat, weil er irgendwie ungerecht behandelt oder immer wieder gereizt wurde. Moderne Menschen besitzen gewöhnlich Kultur genug, um diesem Trieb zu widerstehen, oder sie haben nicht den Mut zum Verbrechen. Bei letzteren kommt der Mordinstinkt auf andere Weise zum Ausbruch. Sie ersinnen oft Verbrechen, in denen sie eine Hauptrolle spielen. Sie leben sich nicht selten in die erdachten Szenen so sehr hinein, daß sie Phantasie von Wirklichkeit nicht mehr zu unterscheiden wissen. Darauf ist das nicht selten zu beobachtende Phänomen zurückzuführen, daß Menschen sich eines Verbrechens bezichtigen, ohne es begangen zu haben.

Andere wieder geben ihrem Trieb nach, indem sie das, was der Laie ihre Wut nennt, an leblosen Gegenständen, an Bildern oder Statuen austoben. Der Richter muß also in der Beurteilung aller solcher Fälle äußerste Vorsicht walten lassen, wenn er nicht dem einen oder anderen Beschuldigten unrecht tun will. Denn viele von ihnen gehören in einem modernen Kulturstaat, der im Interesse seiner Bürger die ungehemmte Entfaltung tierischer, angeborener Instinkte nicht dulden darf, nicht auf die Anklagebank sondern in eine Anstalt."

Bleistifte huschten eifrig über das Papier und schrieben die Gedanken der Vorlesung nieder. Die Erfahrung hatte nämlich gelehrt, daß es durchaus nichts schade, wenn man bei der Prüfung durch den bekannten Psychiater ihn selbst als Autorität zitieren konnte. — —

Ein paar Jahre später besuchte Professor Greiffenberg die Kunstausstellung der Sezession. Interessiert streifte er durch die Säle, um plötzlich wie gebannt vor einer Granitgruppe stehen zu bleiben. Dem Künstler war es gelungen, ein Wesen darzustellen, das seinen Glauben an die tierische Abstammung des Menschen deutlich widerspiegelte. Dieses Ungeheuer verzog die wulstigen Lippen zur schmerzlichen Grimasse und preßte mit spinnenartigen Fingern ein schwer erkenntliches Etwas an seine platte Brust. Darunter stand: „Mutterglück."

Professor Greiffenberg betrachtete die Gruppe eingehend und mit hochrotem Gesicht. Dann wandte er sich unvermittelt und segte zum Saal hinaus.

Am nächsten Tage stand in einer der ersten Zeitungen der Stadt eine vernichtende Kritik über das Machwerk, das sich „Mutterglück" nannte. Dem größten Teil der Einwohnerschaft waren die ungewöhnlich scharfen Worte, die Professor Greiffenberg zur Verurteilung einer derartigen Geschmacksverirrung gefunden hatte, aus dem Herzen gesprochen.

Der Kunstausschuß der Stadtverwaltung dachte anders. Er kaufte das „Mutterglück" an und ließ es in den Anlagen vor der Hochschule aufstellen. Angeblich bestand zwischen einem Mitglied des Ausschusses und dem Psychiater seit Jahren eine tiefe Feindschaft.

Professor Greiffenberg mußte täglich am „Mutterglück" vorbei gehen, wenn er zu seinen Vorlesungen wollte. Zweifellos ärgerte er sich jedes Mal darüber. Aber er blieb äußerlich beherrscht und sprach fast nie über das Machwerk. — —

Eines Morgens lief das Gerücht durch die Stadt, dem „Mutterglück" sei der Kopf abgeschlagen und in viele kleine Trümmer zerhauen worden. Hunderte von Menschen überzeugten sich an Ort und Stelle von der Wahrheit dieser Nachricht und gaben ihrer Genugtuung über das Ende einer Geschmacklosigkeit unverhohlen Ausdruck. Man vermutete den Täter unter der Studentenschaft.

Um so erstaunter horchte man auf, als bald darauf bekannt wurde, daß Professor Greiffenberg zum Vollstrecker des Volksurteils geworden war. Er gestand offen ein, den Kopf des Machwerks eines Nachts mit einem Hammer zertrümmert zu haben, weil er den Anblick nicht länger ertragen wollte und alle Eingaben um Entfernung der Granitgruppe nutzlos gewesen waren. Fast jeder hatte Verständnis für seine Tat, und am Verhandlungstage mußten Hunderte umkehren, weil der Gerichtssaal sie nicht mehr faßte.

Unter atemloser Stille sprach der bekannte Psychiater nur wenige Worte in seiner eigenen Sache: „Ich habe das Machwerk mit Absicht und in vollem Bewußtsein beschädigt. Verurteilen Sie mich, wenn Sie nicht anders können. Seien Sie aber gewiß, daß die Stimme des Volkes mir recht gibt und mir mehr gilt als Ihre Entscheidung."

Der Staatsanwalt erhielt das Wort. Er war noch jung, und man erwartete von ihm eine schneidige Anklage. Statt dessen sagte er: „Um diesen eigenartigen Fall, der einen angesehenen Gelehrten auf die Anklagebank führt, richtig beurteilen zu können, muß ich an eine Vorlesung erinnern, die Professor Greiffenberg vor Jahren über den tierischen Trieb des Menschen zum Morden hielt." Und Wort für Wort las der Staatsanwalt vor, was er sich damals im Kolleg des Psychiaters aufgeschrieben hatte. Er hob die Stimme, als er [illegible] an leblosen Gegenständen, an Bildern oder Statuen austoben. Der Richter muß also in der Beurteilung aller solcher Fälle äußerste Vorsicht walten lassen, wenn er nicht dem einen oder anderen Beschuldigten unrecht tun will. Denn viele gehören nicht auf die Anklagebank sondern in eine Anstalt." — — Der Rest fehlt.

„tierische Trieb zum Morden" schwer auf seinen Schultern.

Später hörte man, der Psychiater Professor Greiffenberg habe einst den Bruder des jungen Staatsanwalts durchs Examen fallen lassen.

Die Audienz

Anekdote, erzählt von Erik Pandolf.

Als Friedrich Taubmann, der berühmte Wittenberger Professor und „lustige Rath" am Hofe Christians II. von Sachsen, eines Tages wieder einmal in Dresden an der Hoftafel saß, fragte ihn die Kurfürstin Hedwig, warum er denn seine Frau nicht einmal mitbringe. Sie möchte sie gern kennen lernen.

Taubmann, der wußte, daß seine Frau mit der Zunge zuweilen etwas zu freizügig umging und in aller Unschuld Dinge zum besten gab, die für fremde Ohren weder bestimmt noch ohne weiteres genießbar waren, kam dieser Wunsch nicht gerade gelegen, und so antwortete er, blitzschnell gefaßt: „Meine Frau ist leider fast taub. Es würde für Ew. Durchlaucht kein Vergnügen sein, sich mit ihr zu unterhalten."

„Taub? Aber das macht doch nichts", sagte die Kurfürstin darauf, die sich vielleicht gerade wegen der Taubheit bereits einen neuen Spaß versprach, eine Bereicherung des komischen menschlichen Inventars, das an ihrem Hof — wie an fast allen größeren Höfen der damaligen Zeit, die feinere Vergnügungen noch nicht kannten — zu finden war.

Da konnte sich nun Taubmann nicht länger weigern. Aber er beschloß im stillen, wenigstens einen Streich damit zu verbinden. Er ließ also seine Frau nach Dresden kommen und erteilte ihr, bevor er sie zur Audienz führte, die Belehrungen, die er für erforderlich hielt. „Und dann", schloß er die Unterweisung mit Betonung, „nimm Dich zusammen und erzähle nicht Dinge, die niemand außer uns was angehen!" —

Im Audienzsaal thronte auf goldenem Sessel, von ihrem Hofstaat umgeben, die Kurfürstin. Frau Taubmann wurde hereingeführt. Einen kurzen Augenblick musterte die Fürstin neugierig die junge, hübsche Frau und schrie dann plötzlich mit Stentorstimme: „Also Sie sind die Frau unseres berühmten Professors! Wie sind Sie denn mit Ihrem Mann zufrieden, liebe Frau Taubmann?"

„O, recht gut! Manchmal bleibt er allerdings ein bißchen lange weg", antwortete Frau Taubmann, ebenfalls aus vollem Halse schreiend.

Die Fürstin wunderte sich darüber nicht, denn sie wußte, daß Schwerhörige oft ungewöhnlich laut reden, und fragte weiter: „Und wie haben Sie sich denn kennen gelernt?"

„Eigentlich schon als Kinder. Und eines Tages hielt dann Fritz bei meinem Vater um mich an."

„Na, und hat dieser gleich ja gesagt?"

„Nein, er wollte zuerst nicht."

„Warum?"

„Ich habe noch eine ältere Schwester, die damals noch unverheiratet war. Und da sagte mein Vater zu ihm, es sei Sitte, daß die ältere Tochter zuerst heirate."

„Ist ja gut! Und was hat denn Ihr Mann da gemacht?"

„Da sagte er zu meinem Vater: Nein, es ist Sitte, die jüngeren Kinder zuerst zu Bett zu bringen. Hahaha!"

„Wie?" schrie die Fürstin entsetzt.

„Und da hat er gesagt: Es ist Sitte, die jüngeren Kinder zuerst zu Bett zu bringen", schrie Frau Taubmann, die sich anscheinend nicht verstanden glaubte, nun mit aller ihr zu Gebote stehenden Lungenkraft.

Als diese ihrer Art nach eigentlich nur für zwei Ohren bestimmte Mitteilung derart unter Gebrüll herauskam, konnten einige Hofdamen das Lachen nicht mehr halten. Die Kurfürstin aber schrie, mit Tränen in den Augen und Metall in der Stimme: „Aber die Unterhaltung mit Ihrem Mann muß doch manchmal schwierig sein. Wenn er Ihnen nun mal etwas ganz Persönliches sagen will, ähem . . ., so hört das ja die ganze Nachbarschaft."

Die Stimme kippte ihr auf dem letzten Wort infolge einer krampfhaften Zwergfellerschütterung plötzlich um. Sie kreischte nur noch in Fistellönen. Die umstehenden Damen hielten sich fest. Nur Frau Taubmann blieb ernst und fragte verwundert: „Aber wieso denn?"

„Na, Sie sehen doch, wie ich brüllen muß. Sie sind doch fast taub!"

„Meinetwegen brauchen Ew. Durchlaucht nicht so laut zu sprechen. Ich höre sehr gut", antwortete Frau Taubmann mit etwas Zurückhaltung.

Die Kurfürstin schnappte nach Luft: „Hören sehr gut! Aber warum brüllen Sie denn so?" fragte sie kreischend, obwohl das Schreien ja nun eigentlich nicht mehr nötig war.

„Ich denke, Ew. Durchlaucht hören sehr schwer. So sagte mir mein Mann."

Kurfürstin Hedwig sank in ihren goldener Sessel zurück, erschöpft und maßlos erstaunt. Allmählich aber begriff sie. Und sie ergötzte sich über den Possen, den Taubmann ihr und seiner eigenen Frau gespielt hatte, noch dergestalt daß sie sich, wie der Chronist meldet, ins Bett legen mußte.

Der heimliche Nachtwächter

Skizze von Hildegard Diel.

Ehe einer sein Vaterhaus anzündet, in dem ihn die Mutter das Beten und der Vater die Freude an der Arbeit gelehrt hat, macht er Höllenqualen durch. Das erfuhr Hermann Landeck, als der Versucher seiner Verzweiflung diesen Ausweg zeigte. Von der Stunde an war das ruhige Pflichtherz des Bauern ein Schlachtfeld kämpfender Geister. Daß in Höllenmächten die Dämonen siegten, war wohl nur möglich, weil die Mutteraugen nicht mehr wachten und kein tapferes Weib die Sorgenlast tragen half. Als der Hof noch unverschuldet und die Stirn des Bauern noch nicht so notzerfurcht gewesen, hatte einmal die Liebe an sein verrie geltes Herz gepocht. Wie Morgenrot leuchtete die Dore in sein Einsamkeitsdunkel. Aber es folgte kein Sonnenaufgang. Ein Fremder kam dazischen. Seitdem verachtet der Bauer die Treulose und mit ihr alle Frauen.

Nacht umstarrt den Landeckhof. Schwere Wolken bedecken die Sterne. Am Holzschuppen, neben dem langen Fachwerkhaus, umkrampfen zwei starre Hände ein Bündel Stroh. Die beiden letzten Nächte wurde Hermann vom vorbei stampfenden Nachtwächter verscheucht. Heute ist der Alte schon vorüber. Gut, daß kein Wind geht — der Scheune wegen. Szaski, der Verführer, riet zwar, auch die Scheune anzustecken — aber der hat kein Bauernherz. Ob er die Dore jetzt im Arm hält? Es weht Tanzmusik aus seiner Schenke. Die Dore, einst die reichste Bauerntochter, geht täglich hin als Aushilfe. — Ein Stern schleicht aus dem Himmel und verkriecht sich wieder. Das Vieh wird die Altmagd retten, denkt Hermann weiter. Er kann das Streichholz nicht zünden. Die Finger sind leblos, wie Klötze. Endlich flammt die Kerze, wie ein Christbaumlicht — denkt er. Die Weihnachtsstube strahlt vor ihm auf. Er sieht den Vater, die Brüder, die Mutter. Ein Stöhnen löscht das Licht. In acht Tagen wird der Hof versteigert. Aber die Versicherungssumme kann ihn retten. Zornig reißt der Bauer ein neues Streichholz an. Funken tanzen plötzlich vor seinen Augen. Eine widerliche Verbrecherfratze starrt ihn an. Entsetzt starrt er in sein eigenes Gesicht . . Da schreckt ihn ein Rascheln. Er stößt vom Boden, taumelt davon, quer über die Wiesen, nach den Linden, unter denen die Toten schlafen.

Hinter ihm gellt das Feuerhorn. Schaudernd wendet er den Kopf — und erstarrt. Flammen zerreißen die Finsternis. Mühsam schleppt er sich weiter. An der Friedhofspforte zerrt ihm das Grauen noch einmal den Kopf zurück. Da sieht er eine dunkle Gestalt, vom Brandschein grell umrissen. Fliehen? Nein. Man mag ihn ins Zuchthaus sperren! Das Grauen vor sich selbst ist schlimmer.

Er tastet sich durch die Gräberreihen. Er hat hier nur die Mutter. Vater und Brüder liegen in Rußland, geopfert für die Erde, die den Letzten der alten Familie nicht mehr nährt. Am Mutterhügel bricht er zusammen. Duckt den Kopf in den kalten Efeu. Trockenes Schluchzen erschüttert den starken Körper.

Plötzlich fühlt er eine Hand am Nacken. Verhaftet — durchzuckt es ihn. Dann streicht ihm die Hand über das Haar, wie einst im Kinderland die Mutter. „Hermann!"

Da fährt er auf und sieht den dorfbekannten Mantel des Nachtwächters, darüber aber — die braunen Zöpfe der Dore.

Sie beugt sich über ihn, drückt ihm ein Buch in die Hand. „Hier hast Du mein Muttererbe und Gespartes. Fürs erste reicht's, um den Hof zu halten. Hättst früher reden sollen . ."

Er starrt sie an, stöhnt: „Weißt nicht, was geschehen ist?"

„Nichts", sagt sie verstehend. „Hast die Kerze ja ausgelöscht. Der Krug brennt. Der Szaski ist betrunken mit einem Licht von der Treppe gestürzt. Er soll tot sein. Hab's gehört, als ich Dir nachging."

Erlöst atmet der Bauer auf. Aber er faßt noch nicht alles. „Warst Du nicht mit dem Szaski versprochen?"

Sie wird rot und schaut ihn warm an. „Er wollt', aber ich nicht. Vor drei Tagen hat er gesagt, es würde bei Dir brennen. Da hat-